



Es gibt in der französischen Politik eine fast monarchische Grausamkeit: Der Präsident ist nie einfach nur Präsident. Er ist Hoffnungsträger, Jupiter, Feldherr, Sonnenkönig – bis zu dem Tag, an dem der Hof beginnt, seine Schritte zu zählen wie die letzten Glockenschläge einer alten Kathedrale. Und genau das geschieht nun Emmanuel Macron.

Der 8. Mai 2026, dieser Tag der Erinnerung an Sieg, Opfer und Befreiung, wird für Frankreichs Präsidenten plötzlich zu etwas viel Banalerem und viel Brutalerem: zu einer gigantischen politischen Sanduhr. Offiziell steht Macron vor den Fahnen der Republik, unter den Blicken der Veteranen, flankiert von der Garde républicaine, geschmiegt wie in einem Staatsgemälde. In Wahrheit aber steht er dort wie ein Mann, dessen Macht bereits im Rückspiegel betrachtet wird.

Noch ein Jahr.

Noch zwölf Monate Staatspräsident.

Noch 365 Tage, in denen die Republik höflich so tut, als sei ihr Hausherr noch unangefochten.

Frankreich beherrscht diese Kunst der höflichen Grausamkeit perfekt. Man applaudiert dem Präsidenten – und diskutiert gleichzeitig bereits über seine Beerdigung als politische Figur. Die Nachfolger scharren mit den Füßen. Die Minister schreiben diskret an ihren Memoiren. Die Parteifreunde beginnen, plötzlich eigene Ideen zu haben. Und die Gegner? Die Gegner wittern das Ende wie Wölfe den ersten Schnee.

Macron wollte immer mehr sein als ein gewöhnlicher Präsident. Nicht bloß Verwalter der Nation, sondern Architekt einer neuen Epoche. Er wollte Frankreich modernisieren, europäisieren, digitalisieren, liberalisieren, militarisieren und nebenbei auch noch retten. Ein Präsident wie aus einem PowerPoint-Vortrag der Unternehmensberatung McKinsey: dynamisch, disruptiv, grenzenlos überzeugt von sich selbst.

Nun beginnt das Ende dieser Präsidentschaft ausgerechnet im Rhythmus einer Gedenkzeremonie.

Das ist fast literarisch.

Der Mann, der einst wie ein Wunderkind durch den Innenhof des Louvre schritt, begleitet von der „Ode an die Freude“, bewegt sich nun langsam in Richtung politischer Dämmerung. Damals wirkte Macron wie die Antwort auf eine erschöpfte Republik. Heute wirkt er manchmal wie deren Symptom: brillant, rastlos, technokratisch, distanziert und unfähig zu



begreifen, dass ein Land nicht wie ein Start-up geführt werden kann.

Die Tragik seiner Präsidentschaft liegt ja nicht darin, dass er nichts wollte. Sondern darin, dass er eigentlich zu viel wollte – und dabei vergaß, dass Demokratie nicht aus Tempo besteht, sondern aus Vertrauen.

Er reformierte gegen Gewerkschaften, gegen die Straße, gegen die Müdigkeit eines Landes, das seine Präsidenten zuerst auf ein Podest hebt und anschließend mit Genuss zerlegt. Die Gelbwesten waren dabei nicht nur Protestbewegung, sondern Volksgericht. Die Rentenreform wurde zum Symbol jener vertikalen Macht, die Macron immer verkörperte: entscheiden, durchsetzen, weitergehen. Möglichst ohne anzuhalten, weil Anhalten Nachdenken bedeuten könnte. Oder Zuhören.

Und nun? Nun versucht derselbe Präsident „bis zum letzten Tag zu regieren“. Welch heroischer Satz. Welch verzweifelter Satz.

Natürlich will er bis zuletzt gestalten. Präsidenten können gar nicht anders. Macht ist keine Funktion, Macht ist ein Zustand des Nervensystems. Wer jahrelang jeden Morgen mit Atomcodes aufwacht, kann sich schwer vorstellen, irgendwann nur noch Kolumnen über Europa zu schreiben oder Konferenzen in Davos zu moderieren.

Aber die Republik kennt keine sentimentaligen Übergänge.

Sie beginnt längst, Macron zu archivieren.

Das ist die eigentliche Härte dieser letzten Präsidentschaftsphase: Nicht der Machtverlust selbst, sondern die langsame Erkenntnis, dass die politische Gegenwart ohne einen weiterläuft. Die Schlagzeilen handeln schon von 2027. Von Le Pen. Von Bardella. Von Mélenchon und all den anderen. Von der zerfallenden Mitte. Vom möglichen großen Rechtsruck. Von allem – nur nicht mehr wirklich von Macron.

Er steht noch im Zentrum der Bühne, aber das Publikum schaut bereits hinter ihn.

Vielleicht erklärt das auch den fast fiebrigen Aktivismus des Präsidenten. Europa, Verteidigung, Ukraine, industrielle Souveränität, strategische Autonomie – Macron spricht inzwischen wie ein Mann, der gegen die Uhr regiert. Als müsse er der Geschichte noch schnell ein Vermächtnis entreißen, bevor ihm die Tür des Élysée-Palasts endgültig zufällt.

Und vielleicht ist genau darin seine eigentliche Tragödie verborgen: Emmanuel Macron



könnte am Ende als Präsident in Erinnerung bleiben, der oft recht hatte – aber selten Nähe erzeugte. Der Europas Gefahren früher erkannte als viele andere, aber das eigene Land emotional verlor. Der analysierte, erklärte, dozierte – und dabei vergaß, dass Politik keine TED-Talk-Bühne ist.

Der 8. Mai erinnert Frankreich an den Sieg über die Barbarei. Für Macron markiert dieser Tag nun etwas Prosaischeres: den Beginn der letzten Runde eines politischen Systems, das seine Präsidenten am Ende stets mit derselben Kälte behandelt.

François Hollande wurde belächelt.

Nicolas Sarkozy wurde gejagt.

Jacques Chirac wurde nostalgisch verklärt, nachdem man ihn zuvor jahrelang verspottet hatte.

Und Macron? Er läuft Gefahr, gleichzeitig zu jung für die Nostalgie und zu alt für die Hoffnung zu werden.

Das ist vielleicht die grausamste aller demokratischen Erkenntnisse: Ein Präsident kann sein Land verändern – aber niemals verhindern, dass sein eigenes Verfallsdatum öffentlich heruntergezählt wird.

Ein Kommentar von P. Tiko